

dige Premiere: die erste Sezession der Kunstgeschichte. Mit einem Protest gegen sterilen Lehrbetrieb, gegen Figurenzeichnen und Perspektiv-Konstruktion ohne „Herz, Seele und Empfindung“, kehrten sechs Kunststudenten 1809 der Akademie in Wien den Rücken. Die talentiertesten Rebellen waren Overbeck, Senatorsohn aus Lübeck, und der Frankfurter Franz Pforr.

Beide gehörten dann auch zu den vier „Lukasbrüdern“, die 1810 nach Rom auswanderten. Dort bezogen sie zunächst ein säkularisiertes Franziskanerkloster und führten neue Sitten ein: Statt abends die Schenken zu frequentieren wie andere deutsche Maler, zogen sie es laut Overbeck vor, „in süßer Einsamkeit mit der geliebten Braut, der Kunst, zu buhlen“.

Was dabei herauskam, schien nicht genau programmiert. „Jeder ging einen eigenen Weg“, notierte Pforr — einen Weg fort „von den Grundsätzen der Akademie“, wobei sich dann ergab, „daß wir uns der Art der alten Maler immer mehr näherten“.

Pforr selbst, der früh an Schwindsucht starb, versuchte in bilderbogenartigen Historienszenen freilich eher eine „altdeutsche“ Stimmung als den Stil wirklich mittelalterlicher Malerei zu erfassen. Bei seinen Kollegen setzten sich je länger je mehr italienische Vorbilder des 15. und 16. Jahrhunderts durch; Overbeck zum Beispiel hielt sich mit dem „Triumph der Religion“ unübersehbar an Raffael.

Er wollte, beispielhaft für die Nazarener, „in der Lebensführung wie in der Kunstauffassung dem Evangelium anhängen“. Der Hanseat trat zur katholischen Kirche über und imponierte Freunden „durch die Milde seiner Seele“, so Peter Cornelius, der 1812 für einen „ausgearteten und abgefallenen“ Lukasbruder nachgerückt war.

Den edlen Absichten kam nicht in allen Fällen eine entsprechende künstlerische Kraft zu Hilfe. Häufig unterliefen den milden Nazarener-Seelen fatale Süße und Fadedheit und eine ausgeklügelte Langeweile, für die Overbecks „Triumph der Religion“, keineswegs seine beste Arbeit, typisch ist. Renaissancehafte Spannung, wie sie etwa eine Bibelszene mit Josephs Traumdeutung von Cornelius aufweist, blieb die Ausnahme.

Die Komposition mit der Prophetie der fetten und der mageren Jahre gehörte zu einem ersten Gemeinschafts- und Monumentalwerk, das die Nazarener auf ihrem Weg zur gemalten Volkspredigt tatsächlich voranbrachte: Jakob Bartholdy, preußischer Generalkonsul in Rom, ließ 1816/17 sein Haus

von der Bruderschaft mit großformatigen Fresken nach der Josephsgeschichte schmücken.

Kunstsinnes Publikum stand Schlange, um die Wandbilder zu bewundern, in Deutschland zirkulierten sie als Holzschnitt-Reproduktionen, und ein römischer Fürst, Carlo Massimo, erteilte prompt einen Anschluß-Auftrag: Für sein Gartenhaus orderte er Nazarener-Fresken zur italienischen Epik (Dante, Tasso, Ariost).

Daß der begabteste Monumentalmaler der Gruppe, Cornelius, sich dann vertragsbrüchig dieser Arbeit entzog, gehört in die Erfolgsstory der Richtung. Bayernkronprinz Ludwig hatte ihn 1819 nach München geholt, wo er



Nazarener-Motiv „Jesus als Kinderfreund“
Nachher die Sintflut

an der Akademie lehrte und unter anderem die Glyptothek dekorierte.

Overbeck seinerseits wurde mehrmals eingeladen, in Frankfurt Städel-Chef zu werden. Er hielt jedoch lieber, als einziger lebenslang, die Nazarener-Stellung in Rom. Berufen wurde, auf seinen Vorschlag, Philipp Veit, der gleichfalls beim Fürsten Massimo mitgemalt hatte und der das Städel mit einer „Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum“ verschönte.

Aus Schlüsselpositionen an Akademien und Museen führten Nazarener ihre Kunst zielstrebig und unabsehbar

* Heute gehandelter Farbdruck der Firma Krause, Grämer & Co., Weßling (Oberbayern).

folgenreich in ganz Deutschland ein. Noch in zweiter und dritter Generation verkündigten Jünger der Lukasbrüder auf Kirchenwänden ihr spezielles, sanftes Christus-Bild.

Noch wirksamer aber verbreitete sich nazarenische Frömmigkeit im Druck. Julius Schnorr von Carolsfeld kam dabei am weitesten. Er brachte, zuerst 1851, eine „Bilderbibel“ mit 240 Holzschnitt-Illustrationen heraus, die weit bis ins 20. Jahrhundert immer neu ediert worden ist und die populäre Anschauung von den heiligen Geschichten auf muskulöse Menschentypen und gemessene Dramatik fixiert hat.

Längst war, für die Kunstgeschichte, das Nazarenertum passé, als seine Verbreitung im Trivial-Bereich erst recht in Schwung kam. In Andachtsbildern und Erbauungsbüchern, auf Schlafzimmer-Drucken und durch Weihnachtskrippen bis zu den Passionsspielen von Oberammergau pflanzte es sich unerbittlich fort. Die ohnehin problematische, von Auszehrung bedrohte Kunst der Lukasbrüder verschwand hinter sentimentalischen Floskeln.

Die Frankfurter Ausstellung, die nun auch solcher Abnutzung und Vermarktung nachgeht, untersucht sie exemplarisch an einem Lieblingsmotiv der Nazarener-Gemeinde: „Jesus als Kinderfreund“. Früh hatte beispielsweise Overbeck die idyllische Szene gezeichnet; die anschließende „Sintflut bunter Bildchen“ (Katalog) schwappt bis in die Gegenwart: Einige davon sind noch im Handel.

FERNSEHEN

Eigentümliche Blindheit

„Generale“. Fernsehspiel von Sebastian Haffner (Buch) und Franz Peter Wirth (Regie). ZDF, 29. April, 20.15 Uhr.

Die Einsatzpläne sind unterzeichnet, im Hintergrund dröhnt schon der Marschtritt der Infanterie. Am Freitagabend dieser Woche ist es soweit: Auf bundesrepublikanischen Fernsehschirmen schlagen Deutsche, Franzosen und Briten noch einmal, was einst einer ganzen Generation als Wunder und Menetekel erschien — die Schlacht an der Marne im September 1914.

„Generale“, das erste Dokumentarspiel des ehemaligen „Stern“-Kolumnisten Sebastian Haffner, ist freilich mehr als ein gewöhnlicher Kriegsfilm. Keine der sonst obligaten Kampfszenen wird zu sehen sein, Haffners Krieg findet nur in den Quartieren und Gehirnen der führenden Militärs beider Seiten statt.

„Nicht die gewaltigen Leistungen und Opfer der Truppe“, erläutert Haffner, „haben die Schlacht entschieden. Die Marneschlacht war keine Soldatenschlacht, sondern eine Generals-



Clan schmeckt so gut wie er duftet.

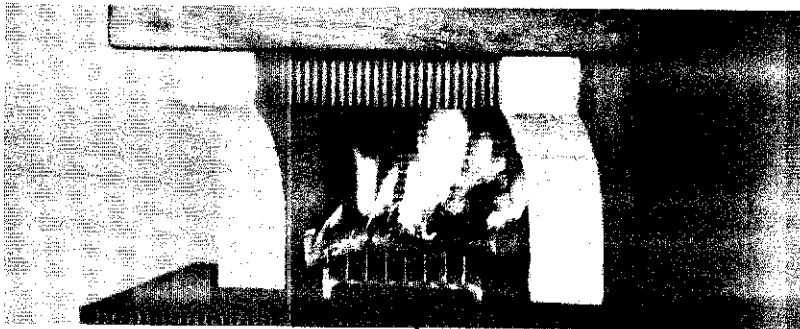


Clan. Die internationale

Mixture mit dem unwiderstehlichen Duft.

In 2 Tagen können Sie einen Richard Le Droff Meister-Kamin besitzen.

Der Einbau eines Richard Le Droff Meisterkamins dauert höchstens 2 Tage. Er wird am festgesetzten Tag begonnen und mit größter Gründlichkeit und absoluter Sauberkeit ausgeführt.



Lektüre für alle, die den Traum vom eigenen Kamin verwirklichen wollen: Kreuzen Sie das Gewünschte an und senden Sie den Coupon an:

Richard Le Droff GmbH, Rurstraße 16, 4044 Kaarst 1

Das große „Buch der Kamin-Baukunst“. 150 Seiten Kunst-druck DM 7,50 + Nachnahmegebühr. ☐

Ein Verzeichnis der 190 Richard Le Droff Kamin-Studios, die Meister-Kamine ausstellen. ☐

Die kleine Richard Le Droff Meister-Kamin-Broschüre, kostenlos. ☐



Name/Adresse: _____

SP

schlacht! Nicht der deutsche Soldat ist an der Marne besiegt worden, sondern die deutsche Generalität.“

Solche Erkenntnis verdankt er nicht zuletzt dem Berliner Schriftsteller Wolfgang Paul, dessen Buch „Entscheidung im September“ (1974) Haffner zu dem TV-Spiel inspirierte. Paul hatte mit seinem Buch die von den Deutschen lange Zeit verdrängte Marne-Niederlage gleichsam wiederentdeckt, jene rätselhafte, heftig umstrittene Kehrtwendung des sich zu Tode siegenden deutschen Westheeres, die Deutschlands Siegesaussichten im Ersten Weltkrieg zerstörte.

Haffner hatte sein Thema gefunden: „die eigentümliche Betriebsblindheit der Generale am Anfang eines Krieges“. Der Krieg mit seinen neuen technischen Bedingungen, so Haffner, läßt die hohen Militärs zunächst ratlos im dunkeln tappen; alle „handeln, ohne die Bedingungen und Folgen ihres Handelns wirklich zu übersehen, und wissen im Grunde keinen Augenblick wirklich, was sie tun“.

Archetypen dieser Unzulänglichkeit: die beiden Hauptgegenspieler der Marneschlacht, Deutschlands schwankend-nervöser Generalstabschef Moltke und



Hegarath als Hentsch

Fernsehspiel „Generale“

Marneschlacht in den Gehirnen

Frankreichs bullig-beschränkter Oberbefehlshaber Joffre. Haffner: „Die Ironie ist, daß dabei der Allerblindeste, bis zum Schluß in seinen Irrtümern Uner-schütterliche (Joffre) sich dem Klügeren, Selbstkritischeren, Tiefersehenden (Moltke) schließlich überlegen erweist.“

Haffner forschte weiter und hatte bald ein Psychogramm der Weltkrieg-I-Generalität zusammen, das er für fernsehreif hielt. Doch die TV-Redakteure mochten sich dem Journalisten ohne Drehbuch-Erfahrung nicht anvertrauen, auch Paul hatte beim ZDF mit einem ähnlichen Projekt kein Glück.

Erst Wolfgang Venohr, Chef der Hamburger Fernsehgesellschaft „stern-tv“ und Produzent gefeierter zeitgeschichtlicher Arbeiten (sein Laval-Film „Der Opportunist“ erhielt soeben den DAG-Fernsehpreis), bahnte Haffner einen Weg an die richtigen ZDF-Schreibtische. Haffners Projekt wurde akzeptiert, stern-tv erhielt den Produktionsauftrag. Im Sommer 1976 begann Regisseur Franz Peter Wirth mit den Außenaufnahmen.

Am Ende entstand ein Fernsehfilm, der nicht nur wegen seiner hohen Produktionskosten (825 500 Mark) aus der grauen Masse zeitgeschichtlicher TV-Konfektionsware herausragt. Selten hat ein bundesdeutsches TV-Spiel die Atmosphäre einer fremden Zeit so dicht wiedergegeben, noch nie Arbeit



Daniel als Wilhelm II., Kurth als Moltke



Wischniewski als Joffre

DER SPIEGEL, Nr. 18/1977



in Ruhe gereift

Stauder Pils[®]
Premium Klasse

**Nur in Ruhe
reift ein solcher
Anspruch.**

Privatbrauerei Jacob Stauder. Unabhängige Spezialbierbrauerei in Deutschland. Stauderstr. 88, 4300 Essen 12, Tel.: 0201/3 59 21

und Mentalität von Generalen so realistisch dargestellt.

Das ist das Verdienst Haffners, der gescheite Dialoge zu schreiben weiß, und zum Teil guter Schauspieler: hervorragend Siegfried Wischniewskis Joffre-Studie, überzeugend auch Otto Kurth in der Rolle Moltkes und Alexander Hegarth als Moltkes Unglücksbote Hentsch. Brillanter Höhepunkt: der Monolog von Hannes Messemer als Paris-Verteidiger Gallieni. Sebastian Haffner versteht es zudem, die komplizierte Schlacht auf die Kernvorgänge zu reduzieren und damit auch für Nichtfachleute überschaubar zu machen.

So wäre denn am Freitag ein rundum gelungenes TV-Ereignis zu gewärtigen, würde sich nicht Haffner dem Erfolg seines Spiels in den Weg stellen. Nach einem unseligen Regie-Einfall des ZDF muß er seinen Film selber moderieren: Der dozierende Haffner, krampfhaft-lächelnd am Schreibtisch sitzend, unterbricht immer wieder die spannende Handlung — kein Wunder, daß Wirth dagegen lange Zeit opponierte.

Noch ärgerlicher aber ist, daß dem Autor-Moderator dabei Detailfehler und Mißdeutungen unterlaufen, die die Frage aufwerfen, ob Haffner seine Story gründlich genug recherchiert hat. Er selber provoziert die Frage — durch ein allzu keckes Wort zu Beginn seines Films: „Alles, was wir in unserer Rekonstruktion zeigen werden, hat sich wirklich abgespielt. Jede Szene, die wir nachstellen, ist bis in Einzelheiten historisch bezeugt.“

Sie ist es mitnichten. Nun mag es unerheblich sein, ob Haffner seinen Moltke mit unzeitgemäßen Orden und imaginären Titeln ausstattet oder ein deutsches Botschafter-Telegramm mit erfundenen Daten und Sachverhalten anreichert. Fragwürdig aber wird es, wenn er ohne Quellenstützung ganze Szenen erfindet und den Akteuren Äußerungen zuschreibt, die im Gegensatz zu ihren historiographisch gesicherten Auffassungen stehen.

Beispiele? Die angebliche Brückierung Hentschs durch den Führer der 1. Armee, das entscheidende Gespräch Moltke-Hentsch am 7. September, die Monologe des Generalobersten von Bülow — alles reine Phantasie. Auch die Darstellung der Mission Hentschs, die zum deutschen Rückzug führte, weicht erheblich von den Erkenntnissen der Geschichtsforschung ab.

Schade, daß Haffner damit die alten Vorurteile der Fachhistoriker gegen die historisierenden Amateurlaute des Fernsehens erneut belebt. Dabei könnte er anders. Ein bißchen mehr Gründlichkeit, größere Nähe zu den Quellen — und Sebastian Haffner könnte eine neue Ära intelligenter Dokumentarspiele eröffnen.

Heinz Höhne

BESTSELLER

Betrug ist Betrug

Pulitzer-Preisträger Haley, Autor des Bestsellers „Roots“, hat möglicherweise geschwindelt. Zumindest hat er schludrig recherchiert.

Die Kameras der mitgereisten Photoreporter“, schrieb die „New York Times“, klickten fast „noch lauter als die Urwaldtrommeln, die zu seiner Begrüßung gerührt“ wurden: So kehrte in wildbewegtem Triumphzug der amerikanische Autor Alex Haley vorletzte Woche heim ins afrikanische Dorf Juffure (Gambia), aus dem sein Vorfahr Kunta Kinte stammen soll.

Vor mehr als zehn Jahren hatte ihm hier ein „Griot“, ein greiser Historienzähler, die Saga von einem Kunta Kinte referiert, der verschwunden war, „nachdem er in den Wald gegangen war, um sich Holz für eine Trommel zu schlagen“.

Da Haley eine im Wortlaut fast identische Geschichte als Kind von seiner Großmutter in Tennessee gehört hatte, schloß er, daß dieser Kunta Kinte sein eigener Ur-Ur-Ur-Urgroßvater sein müsse. Den wundersamen Ahnenfund verarbeitete Haley dann zu seinem Buch „Roots“, das in Amerika zum größten Bestseller seit „Vom Win-

de verweht“ wurde. Am Montag vergangener Woche erhielt Haley den begehrten Pulitzerpreis.

Die nach dem Buch produzierte und seit Januar laufende TV-Serie ist das erfolgreichste Programm der amerikanischen Fernsehgeschichte. Der Westdeutsche Rundfunk kaufte sie für rund 1,5 Millionen Mark auf.

Umringt von jubelnden, klatschenden, tanzenden, singenden Bewohnern Juffures, verkündete Haley am vorletzten Samstag nun aufs neue, daß sein Vorfahr Kunta Kinte nachweislich aus diesem Dorf stamme. Ganz wohl kann ihm dabei nicht gewesen sein.

Denn nur knapp zehn Tage vorher hatte er dem englischen Journalisten Mark Ottaway gegenüber zugeben müssen, daß ihn der Griot „möglichstweise hinters Licht geführt habe“.

Nun hatte Haley schon vorher zugegeben, daß vieles an seinem Buch eine Mischung aus Fakten und Fiktion („Faction“) sei. Doch als unumstößliche Tatsache hatte er immer den Umstand verkauft, daß es ihm als erstem Amerikaner gelungen sei, die Spuren eines wahrhaftigen Vorfahren in einem afrikanischen Dorf auszumachen.

Diesen Kern des „Roots“-Mirakels hat Mark Ottaway nun in seinem Bericht für die Londoner „Sunday Times“ auseinandergenommen.

Die Befunde des Briten, der für Genauigkeit bekannt ist: Der „Griot“, von



„Roots“-Autor Haley (mit Brille) in Gambia: Einem Playboy zum Opfer gefallen?